

EINE PREKÄRE KETTE, IN DER JEDE PERLE EIN TAG MEINES ALLTÄGLICHEN LEBENS IST*

AZUL BLASEOTTO

1. Die Sprache

Am Anfang war (die Verwirrung mit dem) das Wort.

Ich habe festgestellt, dass viele Leute im deutschsprachigen Raum das Wort „prekär“ gar nicht kennen oder gehört haben. Ich bestätigte nun auch, dass es in bestimmten (eher intellektuellen) Zirkeln durchaus Usus ist. AutorInnen, AktivistInnen, JournalistInnen, Lehrbeauftragte, Politikstudierende und links orientierte KünstlerInnen benutzen es oft. In der spezifischen Literatur wird der Begriff der „Prekarisierung“, als Nomen, überwiegend für die Thematisierung der Unterschreitung von Standards des Normalarbeitsverhältnisses benutzt, in der alltagssprachlichen Debatte nicht selten mit „arm“ oder „Armut“ verwechselt. Das Bestreiten dieser vorschnellen Annahme soll das Thema dieses Textes sein.

Im Kontext Argentiniens, meines Mutterlandes, gehört dieses Wort, „prekär“, zum öffentlichen und alltäglichen Wortschatz. Es beschreibt dort eher eine Situation, die instabil ist, weil sie aus ihrem normalen Gleichgewicht geraten ist. Das Unsichere wächst im Bauch des Prekären, ebenso wie eine gewisse Bedrohung. Prekär mag ich für Dinge benutzen, die in ihrer Konsistenz ärmer, aber deswegen nicht unbedingt

* Die Autorin bedankt sich bei Isabell Lorey, Claudio Altenhain und Lars Stadthagen für die sprachliche Beratung.

arm im ökonomischen Sinne geworden sind. Mit der Perspektive einer aus Buenos Aires stammenden und in Berlin handelnden Künstlerin möchte ich hier ein Bild der Prekarität skizzieren. Anlass dafür sind kleine konkrete Situationen, die an diesem Text-Faden aufgereiht werden.

Donnerstag, der 16.8.2007 um 11:30 Uhr / Nachdem ich mich telefonisch bei der SKB, der Sprach- und Kulturbörse der TU Berlin, nach der Möglichkeit informiert hatte, dort Spanisch zu unterrichten, ging ich voller Hoffnung und mit Bewerbungsschreiben, Lebenslauf und Empfehlungsbriefen unter dem Arm dort hin.

Donnerstag heißt im Spanischen „jueves“ und wurde von dem römischen Gott Jupiter abgeleitet. In der Esoterik wird die Energie des Gottes Jupiter mit Entschiedenheit und erfolgreichem Tun assoziiert. Ich hab mich also dem Gott Jupiter anvertraut, er möge mich dabei unterstützen, dass ich meine Miete weiter bezahlen kann. Eine Frau in meinem Alter lud mich höflich ein, Platz zu nehmen. Ich kam schnell zum Punkt: „Mich interessiert, hier zu arbeiten.“ Rasch bemerkte ich, wie sich ihr Mund nach unten verzog. Nicht mehr so höflich schlug sie mir vor, im nächsten Sommersemester noch einmal zu kommen, um vielleicht zunächst für ein sechsmonatiges Praktikum angenommen zu werden. Voll motiviert erwiderte ich, dass in meinem Fall kein Praktikum nötig sei, denn ich bin nicht nur postgraduierte Kunststudentin, sondern auch diplomierte Spanisch- und Deutschlehrerin mit 10 Jahren Erfahrung. Ihr Kopf bewegte sich nervös zu beiden Seiten und ein bisschen aufgeregter machte sie zuerst den gepressten Mund auf, um dann laut zu sagen: „Das finde ich aber sehr frech von dir!“. Ich war mir aber nicht sicher, was sie überhaupt „frech“ fand, meine Art zu reagieren oder den Inhalt der Aussage. Ich entschied mich dafür, ab dahin den „Weg der Frage“ einzuschlagen. Ich hatte schon eine Theorie, statistisch zwar noch nicht genug abgestützt, um als wissenschaftlich exakt zu gelten, doch aber ausreichend erlebt, dass in Deutschland Gehorsam wichtiger ist als Direktheit. Letztere wird sehr leicht als „Frechheit“ interpretiert. Und obwohl ich sie am liebsten gleich zurück gefragt hätte, ob es nicht viel frecher wäre, den sechsmonatigen Lohn der ArbeiterInnen zu stehlen, spielte ich also eine harmlose Ausländerin, die die Gewohnheiten ihres neuen Landes nicht so sehr gut kennt und der man sie daher mittels gesunden Menschenverstandes erklären muss. Die Frage: „Wie wären dann die Arbeitszeiten?“ war sehr aufschlussreich. Dadurch kamen wir zum Kern des Missverständnisses, nämlich, dass in der SKB zu unterrichten auf keinen Fall eine *Arbeit* sei, wie sie mich beehrte. Laut ihrer Theorie, welche auch nicht als wissenschaftlich exakt gilt, doch von den alltäg-

lichen Statistiken des aktuellen Arbeitsmarkts abgestützt wird, geht man zu einer Arbeit ohne besonderes Engagement, erfüllt die Aufgabe und geht dann nach Hause. Bei der SKB aber ginge es um eine *Aktivität*, welche Spaß bereite und bei der alle voneinander lernten. Stichwort sei *Zusammensein*. Der Unterricht bilde auf diese Weise einen *Raum der Begegnung*. Als solcher würde die Zeit des Unterrichtens *erweitert*, man hätte danach auch die Möglichkeit, gemeinsam mit Studierenden und Lehrenden an verschiedenen Extra-Aktivitäten teilzunehmen. Dementsprechend bekäme man kein *Gehalt*, man werde in der SKB nicht *angestellt*. Ich hätte allerdings das alles auf der Internetseite nachlesen sollen. Es mache keinen guten Eindruck, an einem Ort zu landen, ohne sich vorher genau informiert zu haben. Ich musste, weil ich es einfach nicht fassen konnte, sie erneut fragen: „Wieso bekommt man hier kein Gehalt? Ist das eine Schwarzarbeit!?!“ Die Frau blieb hilflos, ich arbeitslos.

Dieses persönliche, alltägliche Erlebnis, fast banal, aber deswegen nicht schmerzlos, kann die Bedeutungen der Worte „prekär“ und „Prekarität“ verdeutlichen.

Prekär sind meiner Meinung nach nicht nur die aktuellen Arbeitsbedingungen, sondern der Diskurs über Arbeit überhaupt. In der verschönernden Begriffspalette des neoliberalisierten Vokabulars bleibt hinter dem Term „Aktivität“ die Tatsache verborgen, dass „Arbeit“ eine verkäufliche Leistung ist. Eben jene Art von Arbeit, die genau nach der benötigten Zeit für ihre Realisierung gemessen wird, in der etwas produziert wird – sei es ein Schuh oder die Vermittlung von Sprachwissen. Gratis arbeiten ist sowohl eine völlig falsche Anwendung des Begriffs „Arbeit“ als auch eine antisolidarische Einstellung. Die Debatte über „Prekarisierung“ muss gleichzeitig die Reflexion über die Sprache mit einbeziehen.

In dieser Hinsicht wage ich eine erste Einschränkung der Termini. Die Prekarität schlüpft aus der Ambivalenz. Prekär zu sein bedeutet, den delikaten Zustand dessen bewohnen, was an einem Rande liegt. Vorher sagte ich auch, dass „prekär“ den Zustand von Dingen betrifft, die in ihrer Konsistenz ärmer, aber deswegen nicht unbedingt arm im ökonomischen Sinne geworden sind. Daraus folgt, dass „prekär“ erst arm im ökonomischen Sinne heißen könnte, wenn es keine Zweideutigkeit mehr gäbe, und das Ding nicht mehr am Rande, sondern außerhalb des Systems wäre. Noch schlimmer sogar: ohne irgendeine Möglichkeit, zurück nach drinnen zu kommen. Unter prekären Arbeitsbedingungen zu leben ist sicherlich keine nette Erfahrung, aber arm zu sein ist ein anderer Zustand, den die prekär Beschäftigten noch nicht kennen. (Die Erklärung, warum z. B. die Lage eines Studenten in Deutschland, der ein Praktikum macht, nicht arm ist, wie die von einem gleichaltrigen Jungen in Argen-

tinien, der „cartonero“, „Kartonsammler“, ist, ist nicht das Thema dieses Artikels. Dass es aber so ist, wird hier als Tatsache angenommen). Um es direkt zu sagen: Prekarisierung ist auf keinen Fall ein Synonym für Armut. Dass das eine mit dem anderen a priori verbunden wird, ist nur ein böser Traum romantischer Mittelschichten, die in den Privilegien ihres nationalen Wohlfahrtstaates hängen bleiben. (Die Erzählung, wieso der Wohlstand der europäischen Staaten aus der historischen Kolonialisierung stammt, und dank der Globalisierung im Zaun gehalten wird, ist ebenfalls nicht Thema dieses Artikels. Sollte aber im Hinterkopf bleiben, denn die Spur führt zur verschiedenen Haltungen und Strategien gegen Prekarisierungsprozesse)

2. Das bloße Leben

Donnerstag, den 23.11.2006 im Ausländeramt Berlin / Ich bin seit einem Monat und einer Woche in der Europäischen Union und mir wird gesagt, mein dreimonatiges Visum gelte nicht mehr. Obwohl ich ein viersemestriges Studium an der Universität der Künste Berlin beabsichtige, bekam ich vor der Einreise in der deutschen Botschaft in Buenos Aires nur ein dreimonatiges Visum, das dann vor Ort und unter bestimmten Umständen geändert werden sollte. Ich bekomme also an diesem Morgen ein anderes extra Blatt mit einem silbernen, irisierenden Stempel. Gültig bis Mitte Februar nächstes Jahres, umrahmen die langen Federn des Adlers folgende Kategorie: „Fiktionsbescheinigung“. Ich protestiere heftig: „Wieso ‚Fiktion‘? Ich bin doch keine Fiktion, ich existiere und mein Körper steht hier vor Ihnen!“. Die starre Beamtin scheint sich für eine Sekunde zu amüsieren: „Das sind nicht Sie. So heißt Ihre provisorische Aufenthaltsgenehmigung, bis Sie die endgültige bekommen, wenn überhaupt. Das muss noch geprüft werden.“

Heute verstehe ich es immer noch nicht. Entweder haben die Ausländerbehörden einen raffinierten schwarzen Humor, oder sie beherrschen die Sprache nicht. Sollte dieses Blättchen eine Fiktion beweisen, etwa die Unwirklichkeit meiner Person? Oder war das Blättchen selbst eine Fantasie und konnte daher nichts Reales beweisen, nämlich die Erlaubnis, in der Europäischen Union zu weilen? Wenn die Ideologen der Migrationsrechte letzteres meinen, würde es dann bedeuten, dass ich fast vier Monate lang weder ein Visum, noch eine richtige Aufenthalts-erlaubnis hatte. Ich durfte zwar auf dem Territorium bleiben, mein Status war jedoch unentschieden. Dieser schwer zu definierenden Platz, am Rande der gewöhnlichen Ordnung, spricht selbst für eine Grenze und eröffnet eine andere Temporalität. Ich bewohnte einen legalen Limbus.

Als im April 2007 Papst Ratzinger den Limbus als eine theologische Hypothese erklärte, war ich längst draußen, in einem normalisierten System: ich hatte eine begrenzte und reale Aufenthaltserlaubnis, eine angemeldete Wohnung, eine Krankenversicherung und ein Konto auf der Bank. Statt nach der Unterstützung Gottes zu suchen, beabsichtigte ich von da an, die des Staates zu gewinnen. Ich bewarb mich um ein „Arbeitsstipendium für Künstler“ des Kultursenats Berlin.

Februar 2007 in einem Büro des Kultursenats Berlin /

Beamtin: - Sie dürfen sich hier nicht bewerben.

Ich: - Wieso?

B: - In Ihrem Pass steht, Sie haben eine begrenzte Arbeitserlaubnis.

I: - Na ja, und was ist damit?

B: - Sie können eben bei uns nicht arbeiten!

I: - Ich will aber nicht arbeiten, deswegen möchte ich ja das Stipendium.

B: - Wenn Sie nicht arbeiten wollen, dann können wir Ihnen kein Geld anbieten.

I: - Ich glaube schon! Und zwar in Form von einem Stipendium, ich bin nämlich Künstlerin, wissen Sie? Deswegen bewerbe ich mich hier, Sie bieten Stipendien für Künstler an, oder?

B: - Entsprechend Ihres Passes dürfen Sie in Deutschland nicht als Künstlerin arbeiten.

I: - Wieso „als Künstlerin arbeiten“? Kunst zu schaffen ist doch keine Arbeit!

B: - Bei uns schon und Sie dürfen hier Ihren Beruf nicht ausüben.

I: - Die Kunst ist nicht nur mein Beruf, die Kunst ist mein Leben! Und ich kann Kunst machen, wo ich will. Ich brauch keine Erlaubnis, um Künstlerin zu sein!

B: - Wenn Sie keine Erlaubnis brauchen, dann können Sie doch ohne ein staatliches Stipendium auch Kunst zu Hause schaffen und brauchen sich nicht darum zu bewerben.

I: - Doch! Ich habe kein Geld, ich *muss* mich darum bewerben.

B: - Wenn Sie kein Geld haben, wieso dürfen Sie dann überhaupt hier studieren?

I: - Ja, schon gut, ich habe genug Geld, weil ich nebenbei arbeite.

B: - Wenn Sie genug Geld haben, dann brauchen Sie doch kein Stipendium!

3. Die Falle

„[...] ohne eine dauerhafte Struktur zu verfolgen,
verurteilt sich die Kunst selbst zum
gemeinsamen Schicksal mit allen Produkten der
Konsumgesellschaft. Einmal verbraucht, die
Erwartung gedeckt und den Kunden vorläufig
gestillt, verschwindet sie.“

Marta Traba, Ü. d. A.

In anderen Ländern ist künstlerisches Schaffen keine gesetzlich reglementierte Arbeit. Das bedeutet, dass es kein Gehalt und wenig staatliche Stipendien für die künstlerische Praxis gibt, sowie keine „Künstlersozialkasse“. Nur von einem idealisierenden Standpunkt aus gesehen, kann dies für die „Freiheit“ und „Autonomie“ der KünstlerInnen sprechen und nicht für ihre soziale und gesellschaftliche Bodenlosigkeit. Die strukturelle Prekarität in anderen Regionen der Welt ist nur eine Seite der Medaille. Die Variante der „Selbst-Prekarisierung“ unter KünstlerInnen und KulturproduzentInnen in den „reichen“ Gesellschaften sollte kritisch betrachtet werden. Man kann sich fragen: „Inwiefern werden durch ‚selbst gewählte‘ Prekarisierung die Voraussetzungen dafür mitproduziert, aktiver Teil neoliberaler politischer und ökonomischer Verhältnisse werden zu können?“ (Lorey 2007)

Die aktuellen Arbeitsweisen auf den Feldern der Kunst und der Kulturbranche stellen die hegemonialen Produktions- und Arbeitsbedingungen des so genannten „kognitiven Kapitalismus“ dar, deren unschlagbare Motoren des Wissens und der subjektiven Kräfte eine intensive und zugleich irreguläre Ausbeutung ermöglichen. Die irreguläre Einstellung in einer kulturellen Institution bietet den Vorteil, über viel Freizeit zu verfügen. Wie wir alle wissen, entsteht in der Tat eine Kluft aus Ungewissheit und Beklemmung zwischen einem Projekt und dem nächsten, die man durch unsichtbare und unbezahlte Arbeit (Selbstbildung, Forschung, Training, Probe usw.), zu durchqueren versucht. Die Tüchtigen erreichen die andere Seite und können die Ergebnisse ihrer Arbeit im Leben der Kulturszene umsetzen. Was da nun gewürdigt wird sind nicht die investierte Arbeit und Zeit, sondern allein eine Spur davon, in einer Ware kristallisiert (Projekt-Ware, Bild-Ware).

Da passiert es, dass, wenn man befreundete KünstlerInnen treffen möchte, sie nie Zeit haben, denn sie sind immer dabei, ihr eigenes Unternehmen, also die schizophrene Version der eigenen Person, vorwärts

zu bringen. Ich habe den Eindruck, Selbstprekarisierung macht nicht nur autonom, sondern isoliert auch.

Die weit akzeptierte kulturelle Ausbeutung basiert auf dem symbolischen Gewinn, gesehen bzw. bekannt zu werden, ein Praktikum in einer bestimmten Institution machen zu können, Kontakte für die Zukunft zu pflegen. Diese Arbeit, die wir leisten, indem wir glauben, dass es nur um unsere private Investition geht, ist ein Samen, den wir in den privaten Gärten anderer pflanzen. Dass man an den physischen Preis der Tomaten und an den symbolischen der Kultur glaubt, kommt von der Erziehung in den Kunstakademien, in den Universitäten und vom Kunstmarkt, wo überall das künstlerische Schaffen als Fetischerzeugung und die Institution als Garant für deren Legitimität vorgestellt werden.

Eine blinde und taube Wahrnehmung bei den KünstlerInnen bzw. KulturproduzentInnen zeigt sich meiner Meinung nach daran, die Prekarisierung auf eine rein finanzielle Situation reduzieren zu wollen. Der Prozess der Prekarisierung ist immer Symptom einer bestimmten Politik, die sich alle vitalen Reserven einverleibt, um die „Hypermaschine der kapitalistischen Produktion“ (Guattari/Rolnik 2006, Ü. d. A.) am Laufen zu halten. Ach ja, und das alles ließe sich durch die inhärente Belohnung der künstlerischen Aufgabe und die Selbstverwirklichung rechtfertigen. Eine unkritische, isolierte und durch fast unbezahlte, permanente Kreativität erreichte Selbstverwirklichung. Das ist doch alles Käse.

4. Noch ein Bisschen Käse

„Und dein Kopf ist voll Ratten/ du hast die
Aktien dieser Farce gekauft/ und die Zeit bleibt
nicht stehen/ ich sehe, wie die Zukunft die
Vergangenheit wiederholt/ ich sehe ein Museum
von großen Neuigkeiten/ und die Zeit bleibt nicht
stehen/ nie“
La Bersuit, Ü. d. A.

„Die Menschen müssen sich identifizieren mit ihrer Arbeit, mit dem, was sie tun. Sie müssen frei sein, das zu tun, was sie für sinnvoll erachten und womit sie sich identifizieren können. Identifizieren können sie sich eigentlich in erster Linie mit ihrem Arbeitsergebnis, weil das Arbeitsergebnis ja immer für einen anderen Menschen ist.“ „Wir machen mit jedem eine Vereinbarung. Jeder hat bei uns ein Festekommen. Aber die Motivation, die kommt ja aus der Arbeit. Und die Motivation kommt daher, dass man die Arbeit weiterführen kann, dass man Sinn in

der Arbeit hat.“ „Die Frage ist, ob ich in dieser normalen Tätigkeit einen Sinn sehe oder ob ich es nur zum Gelderwerb tue, also zum Einkommenserwerb, oder weil ich sage: ‚Nein, meine Kunden kommen nachher und die sollen ein präsentes Regal haben.‘“¹

Diese Meinung vertritt Götz Werner, Firmengründer und langjähriger Geschäftsführer von „dm-drogerie markt“. Das Verführerische an einem solchen Argument mag ich sehr. Das groteske Element auch.

Die Art von Arbeiten, wie ein Regal betreuen, an der Kasse sitzen oder alle vier Jahreszeiten unter einem am Rücken befestigten Sonnenschirm stehend Würstchen verkaufen, erfordern nicht die Kreativität der ausübenden Person, sondern die monotone Wiederholung einer bestimmten Tätigkeit. Es geht hier um eine nicht selbstdeterminierte Arbeit, die nicht qualitativ, sondern quantitativ geschätzt wird. Dann ist ja hier die Rede von „Arbeit“, und zwar von abstrakter Arbeit (Erzeugung von Kapital und Mehrwert), und nicht von „Tun“.

An diesem Punkt scheint mir interessant, die Differenzierung von John Holloway einzubeziehen. In seiner kritischen Marxlektüre und im Bezug auf den doppelten Charakter der Arbeit (abstrakte Arbeit – konkrete Arbeit) zieht er es vor, von „nützlichem Tun“ statt „konkreter Arbeit“ zu sprechen. Damit bezeichnet er die Entwicklung der gesellschaftlich determinierbaren Kreativität, in der die Organisationsformen antihierarchisch und auf die aktive Partizipation aller ausgerichtet sind. „Das ist die Tradition des Rates oder der Versammlung, welche innerhalb der antikapitalistischen Bewegung immer der Tradition des Staates entgegengesetzt war“.²

Die sprachliche Nuance zwischen Arbeit und Tun finde ich insofern wichtig, da sie die Nacktheit eines Argumentes, wie dem oben zitierten, zeigt. Den Mund aufmachen und dieses oder jenes Wortes zu benutzen, bedeutet, dem Tun eine Form zu geben. Meine eigene Stimme fließt, indem ich meinen Mund aufmache. Mit der eigenen Stimme neue Formen bilden.

1 Aus: dradio.de, dm-Chef Werner lehnt Einführung von Investivlöhnen ab. „Tacheles“, 30.12.2006. vgl. <http://www.dradio.de/dkultur/sendungen/tacheles/578125/>. dm hat jeden Tag fast eine Million Kunden, europaweit hat der Konzern rund 25.000 Mitarbeiter in über 1700 Filialen. Der Umsatz liegt bei 3.6 Milliarden Euro. Das Privatvermögen von Götz Werner wird auf über eine Milliarde Euro geschätzt.

2 <http://lavaca.org/seccion/actualidad/1/1633.shtml>, 16.06.2008.

5. Der Klang der Esstöpfe

Alle müssen gehen! Keiner darf bleiben!
Argentinische kollektive Stimme



Die Frau in dieser Schwarzweißaufnahme trägt einen männlichen, bequemen Arbeitsanzug und Stiefel. Sie scheint Arbeiterin zu sein, jedoch kann man nicht erkennen aus welchem Bereich. In der linken Tasche auf der Brust sind Stifte zu sehen. Ihre gelassene Haltung spricht für Sorglosigkeit. Das linke Bein hat sie ein bisschen nach vorne gestreckt, den Fuß zur Seite geneigt. Es kann sein, dass sie gleich in der nächsten Sekunde einen Schritt nach vorne macht. Auf der Rückseite wird diese Frau von hinten abgelichtet. Sie hat uns den Rücken zugekehrt, ihr Blick richtet sich jetzt zur Wand. Die Intention ihres Körpers, nach vorne zu gehen, ist paradoixerweise stärker zu spüren. Die leicht zu erkennende Rhetorik der Arbeit bildet den Hintergrund für eine verblüffende Aussage. Dieses Bild ist in der Tat ein Flyer, wodurch die Frau jedem und allen bekundet, dass sie nicht mehr arbeiten will.³

3 Im Jahr 2002 machte ich oft die Performance „ich will nicht mehr arbeiten“ im öffentlichen Raum. Ich reichte den Passanten den Flyer, auf dem ich selber abgebildet bin, in die Hand. Da die Arbeitslosigkeitsquote damals rund 40% betrug, war die Reaktion der Leute anders als gleichgültig.

19. Dezember 2001 in Buenos Aires / An diesem Tag hatte die Regierung von Fernando De la Rua den Ausnahmezustand verhängt. An der Arbeit wurde uns erlaubt, früher nach Hause zu gehen. Ich wollte sowieso nichts mehr machen, es war heiß und schwül und ich hatte den ganzen Tag Examen abgehalten und korrigiert. Wer hat schon Lust, fünf Tage die Woche, das ganze Jahr über, arbeiten zu gehen und das auch noch kurz vor Weihnachten? Seit Tagen schon erreichten die sozialen Unruhen, die sich im ganzen Lande entzündet hatten, die Hauptstadt. Unbezähmbare Wut, Straßenblockaden, Streitereien mit der Polizei, Plünderungen in Supermärkten. Es war sehr heiß. Einmal auf der Straße, sah ich kaum mehr Privatautos und Busse. Die Läden hatten ihre metallenen Rollläden heruntergelassen, verschlossen und verbarrikadiert. Zugänge in öffentliche Gebäude waren versiegelt. Fest zugesperrt und unzugänglich wie "el corralito"⁴. Die wenigen Menschen eilten nach Hause. Eine entleerte Stadt.

Anderthalb Stunden später saß ich vor dem Fernseher in unserem Zuhause außerhalb der Hauptstadt. Die Nachrichten berichteten von einem merkwürdigen Ereignis: Plötzlich füllten sich die Straßen von Buenos Aires mit Menschen, die auf Esstäbfe und Topfdeckel schlugen. Sie wurden mehr und mehr. In jedem Stadtteil. Das Schweigen war zerstochen und die alltäglich zurückgehaltene Empörung strömte dick und ungehorsam durch alle Venen der befreiten Stadt. Immer lauter. Der See der lächelnden und singenden Masse: "Que se vayan todos! Que no quede ni uno solo!"⁵. Ausgerüstet mit Esstäbfen und Esslöffeln eilten

Viele haben sich über die Botschaft geärgert, manche haben sich auf einen spontanen Dialog eingelassen.

- 4 Zahlungsunfähigkeit der Banken und Sperrung der Sparkonten durch Finanzminister Domingo Cavallo unter der Regierung De la Rua, um den Bankrott der Staatsfinanzen zu verhindern. Während dieser Zeit konnten die Bürger Argentiniens nicht über ihre Sparguthaben verfügen, die dann durch die Aufhebung der Peso-Dollarbindung um zwei Drittel entwertet wurden. Das Auszahlungsverbot galt ebenfalls für Arbeitgeber, sodass die in bar bezahlten SchwarzarbeiterInnen ihre Gehälter nicht mehr ausbezahlt bekamen. Die Enteignung führte schließlich zur völligen Eskalation der sowieso heiklen Gesamtsituation und zu einer generellen politischen Krise des Landes. Die Mutterkonzerne der privaten Banken, wie z.B. Deutsche Bank, AMRO Bank, Banca del Lavoro, London Bank, usw. mussten dann ankündigen, dass die lokalen Filialen keine Zweigstellen dieser Banken waren, denn die Banken wurden ausgelagert. Bis heute haben sie ihren Klienten nichts zurückbezahlt.
- 5 Auf Deutsch: Alle müssen gehen, keiner darf bleiben. Die Forderung nach dem Verschwinden der korrupten herrschenden (Politiker-)Klasse und direkter Demokratie tauchte während der Revolte der argentinischen Bevölkerung im Dezember 2001 auf und wurde von Tausenden skandiert. Der Gedanke einer dezentral agierenden und horizontal organisierten

wir auch aus dem Haus, liefen aufgeregzt drei Kilometer zu Fuß und fuhren dann weiter mit dem Zug ins Zentrum der Stadt, um vor dem Regierungsgebäude zu protestieren. Vom Bahnhof aus marschierten wir noch eine Weile gemeinsam mit Leuten jeden Alters und Esstöpfen in allen Größen. Wir begegneten dabei Freunden, KollegInnen, Bekannten, Familienangehörigen. Es war eine festliche Nacht, voll von Sternen und klingenden Umarmungen.

Diese Zeit gab einen verändernden Takt an, in der schlimmsten Krise eines Landes, das bis dahin Musterland des „Washingtoner Konsenses“ war, weil es alle seine Rezepte anwendete. So hatte sich Argentinien in ein Land im permanenten Ausnahmezustand verwandelt, in dem große, vom System für überflüssig erklärte Teile der Bevölkerung von der politischen Repräsentation ausgeschlossen wurden, was schließlich zur totalen Zerstörung des sozialen Netzes führte.

In der Zeit nach Dezember 2001 wurden alle wohlbekannten Räume neu definiert: vergessene leere Läden wurden in kommunale Esshöfe transformiert, grüne unbenutzte Flächen in Gemüsegärten umgewandelt, KünstlerInnen erreichten neue Aktionssphären, es gab Tauschmärkte überall, immer mehr in die Pleite geleitete Fabriken wurden von ehemaligen ArbeiterInnen okkupiert und weiter bewirtschaftet.

Die Morphologie der Stadt veränderte sich zusammen mit der Arbeit. Es ging überall darum, neue vitale Territorien und Temporalitäten gemeinsam und solidarisch zu beleben, um von der instrumentalisierten Kreativität und von der in Arbeitsplätzen organisierten Ausbeutungsform wegzukommen. Man hatte den glücklichen Eindruck, dass alles und besser möglich ist.

Seit diesen Tagen gefällt mir das Wort „Tun“ besser. „Arbeiten“ trägt immer einen Geschmack von Anstrengung, das Echo von Pflicht, den Makel von nicht-autonom in sich. „Tun“ könnte die Form eines Kreises annehmen, der eher eine Mate-Teerunde andeutet, anstatt eines Fließbandes.

Ich weiß, dass das Ungeheuer Prekarisierung biegbar ist. Ich kann immer noch den Klang der Esstöpfe hören.

Anti-Macht (in Form von Nachbarschaftsversammlungen, Arbeitslosenbewegungen etc.) ist für viele soziale Bewegungen in Argentinien bestimmend.

Literatur

- Vergarabat, Bersuit (2002): „El tiempo no para“. In: Vergarabat, Bersuit, De la cabeza con Bersuit, Buenos Aires: Polydor.
- Guattari, Félix/Rolnik, Suely (2006): Micropolítica. Cartografías del deseo, Buenos Aires: Tinta Limón.
- Lorey, Isabell (2007): „Vom immanen Widerspruch zur hegemonialen Funktion. Biopolitische Gouvernementalität und Selbst-Prekarisierung von KulturproduzentInnen“. In: Gerald Raunig, Ulf Wuggenig (Hg.), Kritik der Kreativität. Vorbemerkungen zur erfolgreichen Wiederaufnahme des Stücks Kreativität, Wien: Turia & Kant, S. 121 – 136.
- Traba, Marta (1973): Dos décadas vulnerables en las artes plásticas latinoamericanas, 1950-1970, Mexico-City: Siglo Veintiuno Editores.